

Lehre, daß Gott die zukünftigen freien Handlungen der Geschöpfe in präeterminierenden Dekreten seines Willens erkenne, die man seit dem 16. Jahrh. so gern als Lehre des hl. Thomas ausgibt und die unter dieser Flagge von jener Schule, die sich ihrer besonders engen Gefolgschaft gegenüber dem *doctor communis* rühmt, aufs eifrigste verteidigt wird, findet sich bereits im 14. Jahrh. als recht entwickeltes System, aber nicht bei den Thomisten, sondern in der Schule des Scotus. Sie erweist sich auch als durchaus skotistischen Ursprungs. Auf den ersten Blick scheint zwar zwischen ihr und den Ideen des Scotus über die *determinatio voluntatis divinae* ein großer Unterschied zu bestehen. Aber der Gedanke des *doctor subtilis* führt in folgerichtiger Entwicklung zu den *decreta praedeterminantia*. Mehr und mehr läßt sich beim Fortschreiten der geschichtlichen Erforschung des 14. Jahrh. diese Entwicklung feststellen. Zuerst hatte Pelster (ZKathTh 46 [1922] 383—386) an der Kritik, die der Dominikaner Thomas von Sutton an Scotus übt, auf den skotistischen Ursprung der bañezianischen Lehre hingewiesen. Schwamms Arbeiten bringen jetzt den überraschenden, aber auch überzeugenden Beweis, daß im Anschluß an Scotus schon Mitte des 14. Jahrh. ein ziemlich entwickeltes System vorlag, das von Skotisten als Lehre ihres Meisters verteidigt wurde, und daß es schon vorher als ausgemacht galt: Wer den Grundgedanken dieser Erklärung des göttlichen Vorauswissens übernimmt, der entfernt sich damit ohne weiteres von der Lehre des hl. Thomas. Am Schluß des zweiten Werkes (63) heißt es: „Außer den schon erwähnten gibt es noch andere Theologen des 14. Jahrh., die direkt oder indirekt auf den skotistischen Ursprung der Lehre von den *decreta praedeterminantia* hinweisen, wie bei anderer Gelegenheit gezeigt werden soll. Es wird sich herausstellen, daß diese Lehre von den Skotisten des 14. Jahrh., hauptsächlich Franziskanern, vertreten und weiter ausgebaut wurde, während sie bei den gleichzeitigen Dominikanern bzw. Anhängern des hl. Thomas nicht zu finden ist.“ Mögen die in Aussicht gestellten weiteren Veröffentlichungen bald folgen!

H. Lange S. J.

Robinson, Lewis, Kommentar zu Spinozas Ethik.

1. Band: Einleitung. Kommentar zum ersten und zum zweiten Teil der Ethik. 8^o (379 S.) Leipzig 1928, Meiner. M 8.—; geb. M 10.—.

R., im Spinozaschrifttum bekannt durch seine trefflichen Forschungen zum Substanz—Attribut-Begriff der Erstlingsschrift Spinozas, der *Korte Verhandeling*, wählte die, wie er sagt, „veraltete“ Form des Kommentars, um, im engsten Anschluß an den Text der Ethik, fern von allen künstlichen Verkettungen und willkürlichen Gestaltungen des Spinozistischen Systems, endlich einmal dem Wirrsal der Deutungen ein Ende zu machen. Er zählt an 20 Interpretationsgruppen auf. Ich kenne über 60 Einzeldeutungen. R.s Untersuchungen sind um so wertvoller, als er auch die anderen Schriften Spinozas zur Gegenprobe heranzieht, ständig auf Descartes und seine Schule Rücksicht nimmt, die zeitgenössische Scholastik und manchmal auch die Hochscholastik, stets interessant, wenn auch nicht immer richtig, in Einzelfragen vorführt. Seine gründlichen und scharfsinnigen Erörterungen haben denn auch manche umstrittene Punkte zu befriedigender, wenn auch vielleicht noch nicht zu endgültiger Klarheit gebracht. So die Frage der Idee im Menschengest, die Frage der unendlichen Idee und des unendlichen Verstandes in Gott, die innere systematische Notwendigkeit der unendlich vielen Attribute der einen, in und aus sich bestehenden Substanz; R. hat ausgezeichnet dargetan, daß Gott als *ens absolute indeterminatum* nur unbegrenzt bei Spinoza erscheint, nicht bestimmungs-

los, eine Tatsache, die eigentlich einleuchtend ist, obwohl sie noch nicht allgemein anerkannt wurde.

Leider ist es aber dem Verfasser nicht gelungen, die große Grundfrage, wie sich bei Spinoza die Attribute zur Substanz verhalten, befriedigend zu beantworten, ja auch nur einer annehmbaren Lösung näherzubringen. Er hat die Frage vielmehr durch Zurückgehen auf die alte Ansicht von Thomas, „Spinozas Individualismus und Pantheismus“ (1848), und auch von anderen aufgehoben. Robinson läßt den Spinozismus als strengen Monismus und als Identitätsphilosophie nicht gelten; die spinozistischen Attribute sind nach ihm ebenso viele Seinsarten, voneinander real unterschieden; ihre Gesamtheit fällt mit der unendlichen Substanz zusammen, sie ist mit ihr identisch. R. kommt von der Szylla in die Charybdis. Er will die inneren Widersprüche des Systems vermeiden, die sich, seiner Meinung nach, nicht in Wirklichkeit, einstellen, wenn man den Spinozismus als Identitätsmonismus faßt. Aber diese scheinbaren Widersprüche kommen entweder von einem unrichtigen Entweder-Oder — die Attribute sind Verstandesdinge oder Kräfte, allenfalls noch Substanzen; vom Entweder-Oder — „phänomenalistisch oder idealistisch oder realistisch“ — u. ä. m., lauter Rahmen und Grundrisse, in die sich eben der Gedanke Spinozas nicht fügt; oder man setzt fälschlich voraus, daß Spinoza ebendasselbe als Widerspruch erkannte, was seine Kommentatoren als solchen erklären, ein ungeheurer methodischer Irrtum. Gewiß sind die Attribute für Spinoza real voneinander verschiedene Seinsarten, sie sind keine bloßen Verstandesdinge, aber auch keine Kräfte; gewiß ist die Substanz kein wesensloser Träger, gewiß ist die Gesamtheit der Attribute mit der Substanz irgendwie identisch; nie hat aber Spinoza gelehrt, daß eine Summe von Wesenheiten, die nur in ihrer Art unendlich sind, ein in sich und absolut unendliches Sein konstituieren können. Außer den genannten Möglichkeiten gibt es noch andere. Die Attribute sind nicht bloß wesenslose Seiten, Anschauungen einer und derselben Sache; denn jedes einzelne Attribut „macht die ewige und unendliche Wesenheit Gottes aus“; ist mit ihr identisch. Jedes Attribut erscheint mit seinen Wirkungen nach Spinoza als eine und dieselbe Natur. Wenn man mit R. die „Gesetzmäßigkeit“ zur einzigen Einheit der Attribute macht, ist die Grundlage des ganzen Systems ein Abstraktum. Die Gesetzmäßigkeit, die eine notwendige Ordnung, ist dann eigentlich auch die eine Substanz. Jedes Attribut in sich gefaßt, ohne alle Beziehung zu den anderen, hat ja nach Spinoza seine eigene unabhängige Gesetzmäßigkeit. Die Gesetzmäßigkeit der Gesamtheit aller Attribute stünde dann, wenn es nichts Reales gibt, außer den Attributen und den Modi, grund- und ursachlos da. Die Gesamtheit aller Attribute als letzte „ratio“ der Ordnung ist nur ein wesensloser schattenhafter Begriff, ja, ein bloßes Wort. Nie und nirgendwo hat Spinoza die Gesetzmäßigkeit so abstrakt aufgebaut. Eine Gesetzmäßigkeit, als letzter Grund der Einheit aller Attribute, die aus sich ist und aus sich allein begreiflich ist, kann nach Spinoza nur ein unendliches Reales, ein wesensvolles Sein, es kann nur das Sein bedeuten, die eine Substanz, freilich nicht als Trägerin der Attribute, wohl aber als ihr Urgrund, mit allen und irgendwie mit jedem identisch. Die Möglichkeit dieser scheinbaren Unmöglichkeit, dieses „mit allen“ und „mit jedem“ zu erweisen, bemühte sich Spinoza unablässig. Wir werden in einem kommenden Werk nachweisen, daß sich Spinozas System auf Grund aller Texte und bei Hinnahme seiner apriorischen Voraussetzungen, unter Hinzuziehung der intuitiven Erkenntnisart, ohne jeden Riß und

ohne jeden inneren Widerspruch als Identitätsphilosophie begreifen läßt; vollkommen anders freilich, als es die Forschung bisher darstellte. — Noch ein anderer Hauptsatz R.s widerspricht allen Grundannahmen Spinozas, der Satz, daß der unendliche Verstand Gottes, als unendlicher Modus der Substanz, nichts begründet.

Auch in der Einleitung, die Spinozas Leben behandelt, finden sich Behauptungen, die mit den kritisch gesichteten Quellen nicht recht vereinbar sind; so z. B. die Anzweiflung der Apologie an die jüdische Gemeinde, die zu späte Ansetzung der philosophischen Studien, die Leugnung einer naturalistischen Durchgangsperiode des Philosophen. Durchschlagende Gründe für diese Aufstellungen bringt R. nicht vor. Die Apologie ist, sogar in manchen Teilen ihres Inhaltes, sicher bezeugt. Für eine Jugendentwicklung Spinozas, in ausgesprochenem Gegensatz zu R.s Hypothesen, spricht die größere Wahrscheinlichkeit, sobald man nicht bloß die nackten, noch dazu fraglichen Daten, sondern die psychologischen Zusammenhänge und das wichtigste Gesetz für Biographien, die Analyse der Ganzheit eines bestimmten Lebensabschnittes, sich auswirken läßt. Die bloße Wahrscheinlichkeit muß man freilich immer betonen. Denn es bliebe nur ein armseliger Rest übrig, wenn man den Maßstab strenger Gewißeheiten an die Berichte über Spinozas Jugend anlegte.

Trotz dieser Meinungsverschiedenheiten erwarten wir mit Spannung den folgenden Band, welcher hoffentlich die ganz unwahrscheinliche Hypothese von der „Gesetzmäßigkeit“ als dem einzigen Einheitsprinzip im Spinozismus nicht zur Grundlage der Erklärung nehmen wird. In jedem Falle wird man aber R.s hochwertige Durchdringung und Verarbeitung der Quellen und des Textes immer mit ungewöhnlichem Nutzen studieren.

St. v. Dunin Borkowski S. J.

Heisenberg, Werner, Die physikalischen Prinzipien der Quantentheorie. Mit 22 Abbildungen im Text. gr. 8^o (VIII u. 117 S.) Leipzig 1930, Hirzel. M 7.—; Lw. M 8.50.

Inhalt: I. Einleitung. II. Kritik der physikalischen Begriffe des Partikelbildes. III. Kritik der physikalischen Begriffe des Wellenbildes. IV. Die statistische Deutung der Quantentheorie. V. Diskussion wichtiger Experimente. Der mathematische Apparat der Quantentheorie.

Niemand ist wohl besser geeignet, uns über die Quantentheorie der Atomphysik zu unterrichten, als Heisenberg. Das Buch ist für Physiker geschrieben. Ein flüchtiger Blick auf die Inhaltsangabe zeigt jedoch, daß es prinzipielle Fragen behandelt, an denen der Naturphilosoph nicht vorübergehen darf. Die Naturforscher unserer Zeit sind philosophischer eingestellt als ihre Vorgänger. Auf S. 49 macht H. selbst auf diesen Wandel bei den Naturwissenschaftlern aufmerksam.

Das Buch beginnt mit einer philosophischen Erörterung über Theorie und Experiment. Jede Theorie benutzt erst Begriffe, die aus dem täglichen Leben genommen sind. Im Lauf der Zeit stellt sich dann die Notwendigkeit ein, diese Begriffe zu verfeinern. Als ein Beispiel dieser Entwicklung wird die Relativitätstheorie herangezogen. Jedes Experiment und jede Beobachtung in der Atomphysik ist begleitet von einer Wechselwirkung zwischen dem zu beobachtenden Objekt und dem Beobachter. Der Einfluß der Messung ruft unvermeidliche Störungen im Vorgange selbst hervor. Es entsteht daher die Frage: Mit welchem Grade von Genauigkeit lassen sich im